

EINIGE BEMERKUNGEN ZU SCHILLERS AUFFASSUNG VON SPRACHE UND DICHTUNG

Dem Problem der Sprache bei Friedrich Schiller und zwar sowohl dem seiner eigenen Anschauungen über die Sprache, als auch dem der Untersuchung seiner Sprache selber, hat sich die Forschung in grösserem Umfange nicht zugewandt.

Unter den heutigen Forschern ist es der Amerikaner, Germanist, Prof. Dr. M. Jolles, der der Sprache Friedrich Schillers unter neuen Gesichtspunkten seine Aufmerksamkeit schenkt. Seinen Vorträgen der J. W. Goethe-Universität in Frankfurt am Main verdanke ich den Hinweis auf Schillers *Votivtafeln* und auf deren Bedeutung für die Erkenntnis der Auffassung Friedrich Schillers von Sprache und Dichtung.

Schiller hat sich über die Sprache kaum anders geäußert, als im Zusammenhang mit ihrem dichterischen Ausdruck und Wesen. Der Zustand der Sprache, wie ihn das 18. Jahrhundert herbeigeführt hatte, war so, dass Geister wie Herder, der junge Goethe sie aus der Erstarrung lösen zu müssen glaubten. Herder meinte, eine Erneuerung aus dem Ursprunge, aus einem Ureiebnis, aus Inspiration, aus dem urtümlich schaffenden Volksgeiste herbeiführen zu können. Hier nun fühlte sich Friedrich Schiller veranlasst, die Frage zu stellen, ob es denn diesen ursprünglichen Volksgeist, diese urtümliche Sprache, die Bereitschaft oder die Möglichkeit dazu überhaupt noch gebe. Denn der Volksgeist sei ja ein völlig anderer als ein ursprünglicher geworden. Schiller fühlte das in einem feinen Spüren und nannte die Veränderung, die er wahrnahm, Geschäftsgeist. Er nannte so das geringe Interesse an geistigen Dingen, dem man allenthalben begegne. In dem Griechen sah er den harmonischen Menschen und bei ihm fände sich die Totalität, der ganze Mensch. Aber

immer mehr habe der Mensch die Ganzheit verloren, er sei einseitig geworden und verliere sich eben in der Geschäftigkeit. Der Mensch lebe dann in der Harmonie, wenn das Körperliche und das Geistige nicht auseinander träten. Wenn aber nun beides zum Zweckhaften, zum Interessenhaften gedrängt worden sei und dadurch auseinanderfiele, sei die totale Ursprünglichkeit, die er den Griechen zuschrieb, längst zerstört. Diese Zerstörung sieht Schiller begründet in den Spezialberufen, in der Spezialisierung der Neuzeit. Deshalb könne man keine Erneuerung aus dem Urerlebnis des Volkes herbeiführen, weil es nicht vorhanden sei.

Wo aber kommt die Erneuerung der Sprache her, durch die eine Überwindung ihrer Erstarrung, in die sie geraten ist, gleichsam eine Aufschliessung ihrer ursprünglichen Quellen, gewonnen werden kann? Schiller schreibt die ganze Möglichkeit, die ganze Verantwortung hierfür dem Dichter zu.

Der neue Zustand der Totalität, den es herzustellen gilt, ist Aufgabe, aber nicht erreichbar, er ist Idee. Zu dieser Idee aber ruft alle Schichten des Menschen das Wort. Es appelliert an das Herz. Die Sprache hat dieses Herz hinzureissen oder vielleicht besser aufzureissen zur Bewusstheit, teilzuhaben an der Idee menschlicher Totalität. Diese Totalität ist aber nicht gebunden an den widrigen oder den sympathischen Stoff eines Charakters, um mit Emil Staiger zu sprechen, der Schillers *Agrippina-Entwurf* interpretierend, Rührung keineswegs vom Stoff des Charakters ausgehen zu lassen erlaubt, sondern lediglich von der Macht der Poesie und der tragischen Kunst. Auch unser Erschrecken darf kein weiches Gefühl schwächen.¹

Man möchte fragen, ob Schiller etwa meint, dass die Gestalten, die sich aussprechen, ihr Inneres und Letztes wecken, indem sie es aussprechen, sei es Franz Moor, der die Hölle beschwört, die er ist, oder Amalie, die den Himmel beschwört, der sie ist. Schillers dramatische Gestalten erstehen in und durch seine Sprache und nur durch sie. Sie erwecken sich in Ganzheit selber zum Positiven oder zum Negativen, die aber beides Kräfte sind in der menschlichen Totalität. Es kann ihnen

¹ Vgl. Emil Staiger, *Die Kunst der Interpretation*. Zürich, Atlantis Verlag, 1957, S. 138 (Schiller: *Agrippina*).

kein Teilchen der Sprache, die sie sind kraft des dichterischen Wortes, genommen oder hinzugefügt werden.

Mit einem Wort: alles was Schillers dichterische Phantasie imaginiert ist Wort und es würde nicht existieren, wenn es nicht Wort wäre. Denn dieses Wort ist nach dem, was Schillers Anschauung von der Sprache ist, in der Harmonie, d. h. in der Ganzheit alles Menschlichen gegründet. Die Phantasie würde irgehen, wenn sie ihre Einbildungen anderswo als im Wort, als in der Sprache verwirklichte. Sie kann wohl Gebilde schaffen, aber diese bleiben Stoff. Erst durch die Sprache, die selber Gestalt ist, nämlich des Dichters Gestalt, besteht des Dichters Formkraft, werden die Gebilde der Phantasie Form und Gestalt. So scheint mir Schillers Xenion *Phantasie* aus den Motivtafeln des Jahres 1796 verstanden werden zu müssen.

PHANTASIE

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten,
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.²

Diese Erklärung, die sich aus der Existenz menschlichen Seins, aus der Macht der Sprache herleitet, dürfte zugleich das Xenion *Verstand* aus den Motivtafeln des gleichen Jahres deuten. In diesem Xenion wird dem Verstand eine hohe Rolle zuerteilt, nämlich die der Möglichkeit des Bildens. Aber diesen Gebilden fehlt die Seele. Schiller geht so weit, den Verstand „den toten“ zu nennen. Das Lebendige aber, aus dem die Be-seelung quillt und damit das Lebendige, kann nur das Lebendige geben. Und das ist nach Schillers Auffassung die Sprache. Es lassen sich an dieser Stelle als in dem Begriff der Sprache enthaltene Gegebenheiten — und Schiller erkennt sie nur an als dem Dichter verliehene und zur Verantwortung übergebene Kräfte dichterischen Wirkens und das heisst eben der Sprache — unterscheiden: die Phantasie, der Verstand, das Lebendige, der Stoff und das Harmonische.

An wen richtet Schiller denn seine, wiederum gesprochenen, Regungen und Anrufe und kraft welchen Amtes spricht

² *Schillers Sämtliche Werke*, München und Leipzig, Georg Müller Verlag, 1913, 17 Bd., S. 190.

er seine apodiktischen Anweisungen aus? Er spricht als Dichter zum Dichter, zu sich selbst. Diese Xenien der *Votivtafeln*, von denen wir sprachen, sind Selbstgespräche, aber eben Gespräche, nicht geschrieben, sondern gesagt und zwar mit wissender Bedeutung, ja Feierlichkeit sich selber und dem Dichter überhaupt zugerufen. Sie werden dadurch Gestalt, nämlich objektive Gedankengestalt, so wie seine Bühnengestalten aus der Macht der Sprache da sind, sich selber hervorrufen und, indem sie Sprache sind, Beziehung schaffen, dialektisch und dialogisch, zu den Gestalten, mit denen oder gegen die sie agieren und d. h.: sprechen.

Das ist eine Seite des tieferen Sinnes der Wortdichtung Friedrich Schillers, die, so möchten wir urteilen, in dem Xenion *Dichtungskraft* sich die Regel gibt, nämlich dem Dichter die Regel für die aus dem dichterischen Gedanken ins Leben kommenden Gestalten. Es geht dieses Xenion vielleicht bis auf den letzten Grund der Bildungskraft des Dichters, der für Schiller der Sprechende ist und zwar der aus der Substanz seines Lebens, des Dichters nämlich, Sprechende.

Dichtungskraft in Schillers Prägung, als Wortbildung neu geschaffen und gesprochen, ist für Schiller Sprache, sprechen. Das Leben des Dichters ist das Leben seiner Sprache.

Aus unserem Versuch, dem genannten Xenion gerecht zu werden, möchte es vielleicht eine konzentrierte Auslegung gewinnen, eine Erhellung, die jedem einzelnen Begriff des Distichons seinen Platz im Schillerschen Denken über Dichtung, und d. h. über die Sprache, zuweist.

DICHTUNGSKRAFT

Dass dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Lass die belebende Kraft stets auch die bildende sein.³ s.

Für die Tatsache, dass Schiller Dichtung und Sprache gleichstellte und zwar zunächst einmal für sich selber identifizierte, dass er nur das dichterisch gesprochene Wort, nicht das des Alltags der Beachtung und der Untersuchung für Wert hielt, kann auch dies als Bestätigung gelten, dass Schiller sich mit

³ G. Müller Verlag, a. a. O., s. 190.

der Sprache als solcher, wie es doch Herder tat, nicht in besonderen Aufsätzen und Abhandlungen beschäftigte. Man darf vielleicht sagen, dass die Sprache ihm so am Herzen lag, dass er sie nur als dichterische gelten lassen wollte. Der Dichter hat an der Sprache einen Dienst zu leisten, er hat sie von den wirklichen Dingen zu befreien. Das Herz, das doch wahrhaftig ein wirkliches Ding ist, lebt ihm freilich nur durch die Sprache. Die Sprache also, die der Dichter von den wirklichen Dingen befreit, schafft doch wiederum die Dinge. So lebt die Dichtung in sich selber. Das Wort ist dem Menschen nicht dienlich zu irgend einem Zweck oder irgend einer Geschäftigkeit, die draussen in der Wirklichkeit liegt. Das Wort ist Selbstzweck, und dieses sich Selbstzweck seiende Wort ist für ihn das Medium, in dem die Poesie sich darzustellen vermag.

Die Poesie also ist wichtig, und dem entspricht es, dass die dramatische Poesie für Schiller, den Dramatiker *καὶ ἐξοχῆν*, wichtig ist, wohl gemerkt, die dramatische Poesie. In ihr herrscht das tönende Wort, die Szene ist für Schiller das Organ der Verwirklichung der Sprache. Das geschriebene Drama ist nicht das, was er will, sondern das tönende. Diese tönende Sprache ist für Schiller eine stilisierte Sprache, nicht nur darin, dass sie eine metrische ist, sondern mehr noch darin, dass sie Bilder schafft, die der Wirklichkeit überhoben sind, die durch die Form zum Schein werden. Dieser Schein verleugnet nicht die Wirklichkeit, sondern gibt der Wirklichkeit ihre Form. Nicht das Erlebnis prägt die Form, sondern „die Form moduliert den Dichter“ (M. Jolles).

Diese Frage ist für Schiller nun insofern von einer besonderen Wichtigkeit und Eigenart, als Schiller, als Dichter, das herzhafteste Wort und die herzhafteste Wirkung fordert. Wir hatten davon gesprochen, wie für Schiller das Herz die weckende Kraft des Bewusstseins ist. Deshalb hat sie nichts zu tun mit dem Pietismus des 18. Jahrhunderts oder der Kleinbürgerlichkeit des 20. Jahrhunderts. Aber wir müssen bei der Sprache verbleiben. Das Weckende in ihr, das durch den Dichter die Erneuerung bewirken soll, ist in diesem weckenden Sinne das Werk des Herzens, wenn es auf das rein Menschliche gegen das Begrenzte, Falsche, gegen die „geschäftige“ Gegenwart,

hinzielt. Nur die Entfremdung durch den wahren Schein kann die Befreiung und Erneuerung bewirken. So entsteht also ein Gegenbegriff zu dem, was Herder als die Sprache des Herzens verstand, die er mit der Sprache des Volkes gleichsetzte. Doch Schiller hatte ja gefragt, ob denn dieses Volk und damit das zu der idealen Wahrheit bereite Herz noch bestehe, das in der Totalität griechischen Menschseins bestanden hatte. Nicht Zögling oder Günstling der eigenen Zeit kann der heutige Dichter sein, er darf es nicht, so fordert Schiller, wenn er auch ihr Sohn ist und sein muss.

Wenn also die neue Wirklichkeit eine Forderung, ein Ideal ist und somit keine Wirklichkeit des Tages, so ist auch die sie verkündigende Poesie poetischer Schein. Aber eben „im Schein“ geforderte Wirklichkeit.

Da die Vermischung mit dem Wirklichen und Falschen die Wahrheit der Totalität des Menschseins stört, ja aufhebt, muss die Sprache, als Sachwalterin der Poesie, die Erneuerung vollziehen durch Separation von der unmittelbaren Wirklichkeit. Nicht aus dem Leben entspringt die Dichtung, sondern die Dichtung bringt neues Leben hervor, da in der Sprache des Dichters die Totalität aus dem Innern des Menschen, deren Vertreter und Zubereiter er ist, beschlossen ist. Die Mythen liegen nicht in der Sprache und auch nicht ist die Poesie dem Geiste der Zeit entsprungen, sondern die Mythen sind das Bild des Inneren im Menschen. Der Mut zum Ideal ist in der Brust des Menschen zu suchen.

Mit dieser Auffassung Schillers wird sein Gedanke vom wekkenden Ruf des Herzens aufs neue klar. Zugleich wird es deutlich, dass die Wahrheit nur eine aus dem Inneren „gesprochene“ sein kann, von aussen her, von der Wirklichkeit entnommen, aber Lüge sei. Wenn es die Dichtung ist, die aus dem Inneren des Menschen Ordnung schafft, so kann sie den Gefühlen und zugleich der Sprache Ordnung geben. Insofern ist die Sprache der Musik und dem Tanz nahe, den Figuren einer Ordnung, die diese Künste zu solchen Gestalten macht, wie sie die Dichtung ins Wort und mit dem Worte formt. Denn die Ganzheit des Lebens steht durch die Dichtung im Wort als in ihrem Symbol. Gestalten Schillerscher Bühnenkunst sind tönende Symbole

der ganzen Skala menschlicher Möglichkeiten. Es möge angedeutet sein, wie in den „Räubern“ sich in den Figuren Sprachsymbole verkörpern, nicht aus der Wirklichkeit genommen, sondern eben durch den Dichter aus der Idee des totalen Menschseins, seiner Widersprüche und Harmonien hervorgebracht: die leidenschaftliche Sprache Karls, die berechnende von Franz, die lyrische Sprache Amaliens als Sinnbild einer lyrischen Welt. Was das Herz ergreift von Schillerscher Sprache her ist nicht die Wirklichkeit. Es ist jenes nicht vom Menschen genommene, sondern ihm vorgegebene Ideal seiner Heiligkeit und seiner Trübungen.

Schillers dichterische Sprache — und für ihn sind Dichtung und Sprache eins — ist es, die im Menschen das bewirkt, was Th. Mann 1955 in seiner Stuttgarter Rede über Schiller gesagt hat: „Schiller weiss das Auge zu feuchten, das Herz zu erschüttern“.